

# Im Amt

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **22 (1873)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

beginnen kann. Eins werde ich nicht vergessen: daß sich die Theologie so wenig wie irgend eine andere Wissenschaft ausstudiren läßt, daß namentlich unsere Zeit den Geistlichen zur Pflicht macht, den christlichen Glauben in lebendigem Bewußtsein, in immerwährendem Fluß zu erhalten und nicht zu einer äußerlichen, todten Autorität herabsinken zu lassen. Möge der Herr mir die Gnade verleihen, daß ich ein würdiger Diener seines Wortes werde."

Und was er gehofft und erfleht, das ist ihm geworden. Nicht nur hat er sein theologisches Examen mit Ehren bestanden; er wurde als der Erste von seinen Mitbewerbern promovirt, sondern, was unendlich mehr heißen will: er hat sich bis an's Ende erwiesen als ein wahrhaft würdiger Diener des göttlichen Wortes.

## II. Im Amt.

### 1. Vikariatsjahre.

Das Jahr 1848, das mit seinen in Frankreich anhebenden Revolutionsstürmen Deutschland, Oesterreich und Italien in ihren Grundfesten erbeben machte und auch in der Schweiz viele Leidenschaften in Bewegung setzte, schließlich aber doch aus langwierigen Kämpfen den Bund der Eidgenossen verjüngt und gekräftigt sich erheben sah — dieses Jahr 1848 war es, da Lauterburg zu seiner ersten Arbeit in des Herrn Weinberg berufen ward. Dazumal waren die Gemüther durch den Ernst der Tagesereignisse auf etwas Höheres gerichtet, der Boden war durchpflügt und es bedurfte nur einer frischen Aussaat des guten Saamens, um auf ein empfängliches Erdreich zu fallen und reichliche Früchte zu bringen. In dem nahen Belp, wo Lauterburg sein erstes Vikariat zu übernehmen hatte, ließ er es sich gleich sehr angelegen sein, die Gunst der Zeit auszukaufen. Die Gemeinde, die er zu bedienen hatte,

war groß, und sein Pfarrerherr wohlwollend und als Botaniker berühmt, aber nicht ganz der Mann, um seinen jungen Vikar in Predigt und Seelsorge mächtig zu fördern. Da galt es denn überall selbst angreifen und — „unverzagt und ohne Grauen“ — das Heil in Christo den Einzelnen nahebringen. Mit der gesetzlichen Amtsthätigkeit sich nicht begnügend, suchte der arbeitsfreudige und arbeitstüchtige Vikar „zur Zeit und zur Unzeit“, wo immer eine Thür sich öffnete, dem Kommen des Herrn eine ebene Bahn zu bereiten. So hält er jeweilen an einem Mittwoch Abend kirchengeschichtliche Vorträge, um seinen Gemeindegossen „das Wachstum des von Christo gepflanzten Senfkornes zu dem großen Baume der jetzigen christlichen Kirche“ anschaulicher, lehr- und segensreicher zu machen und weiß so auf die ungesuchteste Weise auf die Missionsstunden überzuleiten, in denen er stets mehr denn eine Modesache oder Liebhaberei, nämlich eines der trefflichsten Mittel, christliche Gesinnung zu pflanzen und zu mehren erblickt.

Natürlich schenkte er auch dem Gesangwesen seine Aufmerksamkeit und war theils ein eifriges Mitglied, theils ein kundiger Leiter des „Gemischten-Chors“ und des „Männerchors“. Oder, er ergriff, um des Volkes Wohlfahrt zu wahren und zu heben, wohl auch zur Feder, schrieb etwa in den „Beobachter“ einen Artikel voll Geist und voll Kraft, und hat so an der zu schönen Hoffnungen berechtigenden 50er Periode, wenn auch nicht in dem Maße wie sein Bruder Ludwig, so doch nach seinem bescheidenen Theile und seinem Amte gemäß mitgearbeitet. Zwischenhinein suchte er Stärkung seines Stimmorgans an den Heilquellen zu Ems, von wo aus er das eine Mal eine längere Erholungs- und Bildungsreise nach Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich unternahm. Das hierüber geführte Tagebuch bietet wiederum viel Liebliches und Charakteristisches. Wie schwer wurde es ihm, von

Bern und den Seinigen sich zu trennen! Wie fühlt er sich oft einsam und verlassen in der großen, weiten Welt, und kann er sich mit den vielen, wenn auch noch so angenehmen Reisebekanntschaften unmöglich begnügen, indem sein Herz nach etwas Tieferem und Innigerem verlangt! Und wenn er bei Anlaß einer größeren Ausgabe, die besser unterblieben wäre, schreibt: „Durch möglichste Sparsamkeit will ich auf meiner Weiterreise den Ausfall in meiner Finanz zu decken suchen. Jedenfalls aber soll Niemand darunter leiden, als ich selbst. An Trinkgeldern und Geschenken darf nichts erspart werden“ — so ist das, wenn man will, etwas höchst Untergeordnetes, eröffnet aber dennoch den Blick in eine wahrhaft noble Seele. Sein Wunsch, von dieser Reise mit einer größeren Reise, mit mehr Selbstständigkeit, Menschen- und Weltkenntniß und mit neuen Kräften aller Art heimkehren zu dürfen, wurde erfüllt. Sein Wirken in Belp zeigte sich immer gesegnet, die Gemeinde gewann immer mehr Vertrauen in ihn; es wurden auch Freundschaftsbände geknüpft, die selbst über den Tod hinausreichen. Es war darum für ihn eine schwere Stunde, als er am 29. Juni 1851 seine Abschiedspredigt zu halten hatte, um bald darauf das Vikariat in Rapperswyl zu beziehen. Auch das that ihm weh, daß er sich nun etwas weiter von seinem lieben Bern entfernt sah und nicht mehr daran denken konnte, allwöchentlich sich dorthin zu begeben, um einige glückliche Stunden im Kreise seiner Verwandten oder im Männerzofingervereine, in den er sich schon im Oktober 1848 hatte aufnehmen lassen, zuzubringen.

Mit voller Hingebung arbeitete jedoch Lauterburg sofort in seiner neuen Berufssphäre und darum gewann er sich auch bald die Achtung und Zuneigung seiner Pflegebefohlenen zu Rapperswyl.

Der Schule suchte er dadurch von Nutzen zu sein, daß er in einem Fortbildungskurse, den die Lehrer von Rapperswyl und Schüpfen von sich aus angeordnet hatten, schwierigere Abschnitte der Heiligen Schrift erklärte und über Physik einige Vorträge hielt. Im Gesangwesen trat er tapfer dafür in die Schranken, daß die hehre Kunst um ihrer selbst willen gepflegt werde, und daß man namentlich nicht die Bezirksgefängnisse — wie das geschehen war — zu einem Deckmantel politischer Wühlereien herabwürdige. Besonders beschäftigte ihn in damaliger Zeit die Revision des kirchlichen Gesangbuches. In einem gründlichen Referate, das er am 1. März 1852 zu Schnottwyl dem Pastoralverein von Büren vorgelesen, bedauerte er, daß die Synode nach langen, langen Vorarbeiten die Angelegenheit nun urplötzlich zum Abschluß bringen wolle, indem sie einer Dreierkommission die Schlußredaktion übertragen. Ein neuer Probedruck werde kaum mehr vorgenommen werden, und wolle man dann am Ende nicht nur blindlings hinnehmen, was geboten werde, so müsse man doch wenigstens seine „frommen Wünsche“ zeitig vernehmen lassen. In diesem Sinne sei seine Arbeit aufzufassen. Lauterburg war der Ansicht, daß man nicht allzusehr hätte Angst haben sollen vor einem etwas dickleibigeren Gesangbuche. Vorerst beklage er, daß man nicht den ganzen Psalter, dieses nicht zufällige Grundstück des reformirten Kirchengesanges, aufnehmen wolle; sodann sollte das Gesangbuch, als wahres Volksbuch, weit mehr, als vorgeschlagen, Schule und Haus berücksichtigen, und auch den neueren, beliebten Sängern, wie Spitta, Knapp, Barth, Meta Heuser-Schweizer, Hagenbach u. eine Vertretung gestatten. — Diese Arbeit wurde auf Beschluß des Pastoral-Vereins der Gesangbuchskommission zugesandt, nachdem Lauterburg von sich aus schon am 5. Februar dem Präsidenten der Kommission in einem ausführlichen Schreiben seine Bemerkungen und

Wünsche mitgetheilt hatte. Sicherlich war das Begehren, das Gesangbuch zu einem ächten Volksbuch zu erweitern und den Vorkommenheiten in Schule und Haus darin mehr entgegenzukommen, ein durch und durch berechtigtes, und möglich, daß, wenn man dieser Stimme Gehör geschenkt, das Verlangen nach einer abermaligen Revision sich noch nicht hätte vernehmen lassen dürfen.

Zu Anfang des Jahres 1852 finden wir unsern Freund, dem Wohl und Wehe des Vaterlandes so sehr am Herzen lag und der auch fleißig der Selbstprüfung sich zu unterziehen pflegte, sehr besorgt. Er schreibt: „Ich fühle mich in äußerst gedrückter Stimmung. Die äußeren Zustände des engeren Vaterlandes machen dies begreiflich. Es naht wieder eine sehr verhängnißvolle Zeit. Es wird sich darum handeln, ob die gegenwärtige Regierung noch länger die Zügel in der Hand halten oder sie an ihre Widersacher übergeben soll. Wer weiß, was Gott noch mit uns vor hat! Möge seine Züchtigung uns heilsam sein!“ Und dann weiter: „Ach, auch mein innerer Seelenzustand ist betrübend. Ich bin kein Ungläubiger, aber ein sehr Schwachgläubiger u. s. w.“ Der Tag der Abstimmung nahte näher und näher. Lauterburg hielt es für seine Pflicht, im Bernerverein zu Rapperswyl gegenüber all den Verläumdungen, die herumgeboten wurden, für die Regierung, deren edle Gesinnung und segensreiche Wirksamkeit, offen in die Schranken zu treten. Rapperswyl stimmte für „Nein“, und mit Freuden brachte Lauterburg nebst einem andern Abgeordneten das Resultat nach Bern, mit Freuden wohnte er dem Dankgottesdienst im Münster bei und der unter dem Präsidium seines Bruders im Casinosaale tagenden Versammlung der Ausgeschoffenen der Bernervereine, in welcher ein Zutrauensvotum zu Handen der Regierung erkannt wurde.

Glauben wir aber ja nicht, daß Lauterburg durch das politische Parteifieber sich von den heiligen Pflichten seines Amtes habe abwendig machen lassen. Seine kräftigen Predigten, sein Eifer für die Schulen, seine Leutseligkeit gegenüber Gesunden und Kranken, Reichen und Armen, Alten und Jungen hatten ihm im Herzen der Rapperswyl, wie wir dann sehen werden, ein mehr als vorübergehendes Plätzchen erobert, nicht zu reden hier von den intimen Verhältnissen, die sich mit Einzelnen angebahnt, so mit Dr. J. und ganz besonders mit Gemeindschreiber R.

Wer aber weiß, daß Lauterburg schon seit längerer Zeit mit einer edlen Jungfrau verlobt war und somit das glücklichste Familienleben in Aussicht hatte, der wird begreifen, daß der Vikar nun nach einem eigenen Herd und ja wohl nach einer eigenen Gemeinde sich sehnte. Die herrlich gelegene Pfarre Lenk im Obersimmenthal, wo einst sein Großvater 24 Jahre gewirkt, wurde erledigt. Lauterburg bewirbt sich und wird am 12. Juli 1852 von seiner Erwählung benachrichtigt. In's Tagebuch schrieb er: „Die Würfel sind also gefallen und ich lebe des Glaubens, daß sie gut gefallen sind; ist es doch Gott, mein treuer, himmlischer Vater, der mein Loos in seiner Hand gehalten hat. An Dich, Gott und Heiland, will ich mich binden, von Dir für alle Zukunft mein Heil und das Heil meiner Brüder erwarten. Nichts bin ich und vermag ich ohne Dich, auch nicht das Geringste und Kleinste u. s. w.“

Der Abschied von Rapperswyl ging ihm sehr nahe, ebenso nahe als der von Belp, wo er doch weit länger gewirkt. Und auch von Seite der Gemeindegossen erhielt er mannigfache Beweise treuer Anhänglichkeit. Es war, als ob man sich ein bedeutsames „Auf Wiedersehen“ zuriefe. Sehr weh that es ihm, von R., in dem er einen wahren Freund gefunden, scheiden zu müssen.

## 2. Der Pfarrer in der Lenk.

Begleiten wir jetzt unsern neuermählten Pfarrer an den Ort seiner Bestimmung. Zwar ist die Reise etwas lang und mühsam, aber wie ergötzt sich sein für Naturschönheiten empfängliches Gemüth an dem Thunersee und seiner lieblichen Umgebung, an dem bald ernst von schroffen Felsen eingeengten und vom Tosen des Bergstroms erfüllten, bald an saftigen Matten und niedlichen Häusern reichen Simmenthal; wie pocht ihm sein Herz, wenn er diesen Leuten, körperlich und geistig geweckten Schlages, in's Auge schaut. — Bei Zweisimmen wird links abgebogen und nachdem man St. Stephan hinter sich zurückgelassen, erblickt man bald ein großes, stattliches Dorf und dahinter den vom Wildstrubel und Wildhorn eingerahmten Rätzligletscher! Wie frisch und belebend athmet es sich da in dieser freien Bergesnatur. Wie freundlich nicken die Leute unserm Ankömmling entgegen und stecken gleich die Köpfe zusammen, als hätten sie gar Wichtiges einander mitzutheilen. Hat Alles seine Ursach! Das ist ja der neue Herr Pfarrer! Wir sind in der Lenk! Und während er mit seiner Mutter im neubezogenen Pfarrhaus an einer Tasse Thee sich restaurirt, knallen draußen schon lustig die Böllerschüsse und verkünden der Welt die frohe Botschaft, daß die Heerde nun wieder einen Hirten erhalten habe.

Am 22. August 1852 fand in gedrängtvoller Kirche die feierliche Installation statt. Nachdem die kirchliche Handlung vorüber war, wurde der neue Pfarrer zuerst von den Vorgesetzten des Längern begrüßt; nun hatte er an sie einige Worte zu richten. Vor der Kirche aber harrte die Gemeinde und wollte vom Pfarrer auch etwas haben. Lauterburg schrieb in scherzhafter Weise: „Ich mußte förmlich Revue passiren, wie etwa ein Fürst oder König.“



Nach einem Monat schon zog es ihn wieder mächtig in die Niederung. Es galt, seine liebe Braut, Fräulein Luise Studer, die Tochter eines namhaften Berner Arztes, heimzuführen. Die Verehelichung mit dieser ihm gleichgestimmten Seele, in der er frühzeitig die Tugenden erkannt und schätzen gelernt hatte, welche eine ächte Pfarrersfrau zieren, fand am 21. September zu Röniz statt. Und als das junge Ehepaar in der Lenk anlangte, da war das Pfarrhaus von liebender Hand sinnig geschmückt und grüßten die Lenker doppelt freundlich, wenn nun der Pfarrer mit seiner Gattin zu Haus- oder Krankenbesuchen die Gemeinde durchzog.

Lauterburg machte sich jetzt mit ganzer Kraft und mit dem ersten Feuer jugendlicher Begeisterung an seine hohe Aufgabe. Sein Sinnen, Flehen und Streben war auf nichts Geringeres gerichtet, als dem Herrn darzustellen eine Gemeinde, „die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel, oder deß etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich.“ Eph. 5, 27.

Da er in der abgelegenen, vom Verdienst ziemlich abgeschnittenen Gemeinde Lenk viel Armuth und damit zusammenhängende Nothstände antraf, so galt es in erster Linie, neue und womöglich gesicherte Erwerbsquellen zu eröffnen. Mit Beihülfe der Regierung und einzelner gemeinnütziger Männer, so namentlich des Herrn Dr. von Gonzenbach, gelingt es ihm, die St. Galler-Weißstickerei einzuführen. Eigene Stickschulen mit St. Gallischen Lehrkräften werden eingerichtet und Verbindungen mit St. Galler Häusern, welche den Absatz zu übernehmen versprechen, angeknüpft. Auch die Schulkommissionen weiß er in's Interesse zu ziehen und durch Prämien und Geschenke den hie und da erlahmenden Eifer wieder anzufachen. Lange besorgt er selbst und unentgeltlich die sogenannte Ferggerei, und oft bis um Mitternacht finden wir

unsern Pfarrer mit dem Einschreiben, Taxiren und Spediren der eingegangenen Arbeiten beschäftigt, bis er um seines Amtes willen dieses zeitraubende Geschäft anderen Händen anvertrauen muß. Bald war große Nachfrage und brachte viel Geld in die Thalschaft; bald brach eine Krisis herein und sogleich zeigte sich Muthlosigkeit und Unzufriedenheit. Dann besserte es sich einwenig, bis abermals Stockung eintrat. Mit wie viel Mühen und Nöthen unser Freund zu kämpfen hatte, davon hatten seine Pfarrkinder kaum eine Ahnung. Er selbst datirte von dieser Zeit seine Migräne, die ihm so manchen schlimmen Tag bereitet und die wohl auch mit seinem Todesleiden in gewisser Beziehung stand. Später suchte er durch seine Schrift: „Lenk im Oberjimenthal“ die Touristenwelt und der Kräftigung bedürftige Städter auf dieses schöne, gesunde, mit Heilquellen versehene Alpengebirge aufmerksam zu machen und dadurch mittelbar seiner Gemeinde einen erhöhten Verdienst zuzuführen.

Um überhaupt das Armenwesen segensvoller umzugestalten, entwarf er eine „Instruktion für die Armenväter der Kirchgemeinde Lenk, Bern, Käzer 1853,“ in der er den Armenvätern ihre Vaterpflichten gegenüber den Armen an's Herz legte, sie zu fleißigen Hausbesuchen ermunterte und rechte Umsicht ihnen anbefahl. Die Armenpflege solle nicht sofort mit Geldunterstützungen beispringen, sondern nachsehen, ob der Pflegbefohlene nicht sich noch selbst helfen könne; überall sei ein haushälterischer Sinn zu pflanzen und erst da, wo die Noth es wirklich erfordere, mit Liebesgaben nachzuhelfen, dann aber zweckmäßig und recht. Vor Allem aber solle man durch ernstliches Gebet den Armen auf die wahre und bleibende Hülfe hinweisen und so nicht nur den Leib, sondern ganz besonders stets die unsterbliche Seele im Auge behalten.

Ueberzeugt von dem engen Zusammenhang leiblicher und geistlicher Wohlfahrt mit einer würdigen Feier des Sonntags beruft Lauterburg seine sämmtlichen Krämer und Verkäufer zu einer Besprechung mit dem Kirchenvorstand und erzielte den bei unsern Sitten und Gebräuchen doppelt ehrenwerthen Beschluß, daß an den Sonn- und Feiertagen zwischen dem sogenannten Zeichen und dem Ausgang des Vormittag-Gottesdienstes alles öffentliche Kaufen und Verkaufen verboten sein solle. Natürlich war Lauterburg nicht der Meinung, daß hiemit der Sonntagsheiligung schon ein Genüge gethan sei; aber ein Anfang war's doch, und zwar kein zu verachtender, ein entschiedenes Zeugniß gegen eine tiefeingewurzelte Unsitte.

Wie die Belper und Kapperswylser in ihrem Vikar, so sollten die Lenker in erhöhtem Maße in ihrem Pfarrer einen warmen und tüchtigen Schulfreund kennen lernen. Mit großer Gewissenhaftigkeit besuchte er, wie ein genau geführter Model nachweist, die einzelnen Schulen und war immerdar bestrebt, anregend auf Lehrer und Kinder einzuwirken. Ein regelmäßiges Kränzchen, das die Lehrer im Pfarrhause zu freier Besprechung vereinigte, hat, ohne daß man's fast wußte, der Schule mannigfachen Gewinn gebracht und zwischen den Lehrern und dem Pfarrer ein freundliches und gesegnetes Verhältniß angebahnt und erhalten. Und wenn dann der Pfarrer während der Abwesenheit eines Lehrers einst acht Tage hindurch selbst den Schulmeister machte, und alle Schwachheit und wohl auch Unart der Kinder mit Langmuth und Geduld auf sich nahm, da wurde es den Leuten erst recht klar, wie wichtig dem Pfarrer der Unterricht und die Erziehung der Jugend sein müsse.

Zum jungen Volk fühlte er sich überhaupt hingezogen, und um einen segensreichen Einfluß auch auf die der Schule entwachsenen Jünglinge und Jungfrauen zu bewahren, um

überhaupt veredelnd auf das Volk einzuwirken, nahm Lauterburg sich auch in der Vert des Gesangwesens an. Nicht nur brach er nach laugen und hartnäckigen Kämpfen der Einführung des neuen, vorerst mit großem Mißtrauen betrachteten kirchlichen Gesangbuches endlich eine siegreiche Bahn, sondern auch bei den Gesangvereinen bethätigte er sich fleißig und zog mit seinen Vertern gerne selbst an größere Gesangsfeste, allwo der Sängerpfarrer wohl auch als Kampfrichter funktionieren mußte. Daheim aber machte er für sich selbst ernste musikalische Studien, deren Früchte wir in mehreren Nummern des 1855 neuaufgelegten Zofingerliederbuches, in Tschudis Alpina, in der „Turnerlust“, den „Elternfreuden“ in den „sieben geistlichen lieblichen Liedern zu Gunsten der Blindenanstalt in Bern“ und besonders in seinen sinnigst aufgefaßten, der Veröffentlichung aber erst noch harrenden „Hebelliedern“ niedergelegt sind.

Bedenkt man, daß die Vert mehr und mehr den Ruf eines klimatischen Kurortes sich erwarb, und daß das dortige Pfarrhaus nicht nur von den Gemeindegliedern, die, wie Lauterburg sich äußerte, „sehr b'suchiger und gesprächiger Natur“ waren, sondern auch von Fremden, wie Hagenbach, Hengstenberg zc., häufig und gern betreten wurde, so muß man sich wirklich fragen, ob denn der liebe Pfarrer neben seiner Musik, seinen Stick- und anderen Schulen noch Zeit für seine eigentlichsten Amtsgeschäfte, für Predigt und Seelsorge, sowie für seine wissenschaftliche und religiöse Ausbildung und Durchbildung gefunden habe. Daß dies der Fall war, geht unter Anderem hervor aus seinen mit Fleiß ausgearbeiteten Predigten und aus dem Anklang, den sie in der Gemeinde gefunden, aus seiner regen Theilnahme am Pastoralverein, den er mit mehreren tüchtigen Arbeiten, wie über den Verfasser des Jakobusbriefes, über eine Revision des Heidel-

berger's u. s. w. erfreute, aus der Art und Weise, wie er sich an den Diskussionen der Bezirkssynode, und seit 1860 auch der Kantonsynode betheiligte, aus seinen wiederholten Wanderungen in's Wallis, welche bezweckten, die damals noch verlassenen, zerstreuten Protestanten auch gelegentlich wieder einmal mit einem Zeugniß von Christo und mit der Spendung der heiligen Sakramente zu erquicken und zu stärken. Wie treu Lauterburg in der speziellen Seelsorge gewesen; wie er stundenlang armen, angefochtenen Gemüthern sich widmete und immer und immer wieder sich ihnen als einen theilnehmenden Freund erwies, davon reden in der schlichtesten Weise die Blätter seines Tagebuches, hiefür dürften sich in der Lenk wohl noch jetzt dankbare Zeugen vorfinden. Wie ernst es Lauterburg mit seinem Amte und den damit verbundenen mannigfachen Verpflichtungen genommen, ergibt sich unter Anderem aus einem Brief an Christian Martig vom 12. April 1856. Da schreibt er: „Seit einem Monat schon bin ich so sehr durch Alles das, was mein Amt in Anspruch nimmt, wie in Fesseln geschlagen, daß die freie Thätigkeit bis jetzt keine Möglichkeit hatte, sich zu entfalten. Eine Menge Briefe liegen unbeantwortet vor mir, und noch weiß ich kaum, wie den Stein aus dem Wege wälzen. Da kam zuerst die heilige Festzeit mit ihren heiligen Mühen und Sorgen. O, es ist köstlich das Amt vom Kreuze und vom Siege des Lebens zu verkünden, und ein herrliches Werk, die Konfirmanden am Charfreitage in den Tod Jesu Christi zu taufen; aber wie es dem Heiland Angst und Blutschweiß gekostet hat, bis Alles vollbracht und die Predigt des Evangeliums reif war, so müssen wir arme Diener des Wortes, wir lendenlahme Nachfolger des Herrn, auch heiß genug ringen und viel genug nach himmlischer Erleuchtung und Kräftigung schreien, bis unsere geringe Arbeit aus dem Kämmerlein heraustreten und der Gemeinde siegesfreudig sich

zeigen kann. Namentlich in den letzten Tagen der Unterweisung wird's Einem schwer um's Herz. Da möchte man reden mit Engelzungen, und bringt's doch kaum über das Fallen und Stammeln hinaus. Man möchte mit den Kindern wie mit Adlersflügeln sich himmelan schwingen und hat doch Bleiklumpen an beiden Füßen. Man möchte sie dem Heiland recht nahe an die Brust legen und fühlt sich doch selber noch so ferne, ach so ferne von ihm!! Jetzt ist wieder Alles vorüber und hinter mir — Schweres und Herrliches — und nach viel Angst und Sorge hatte ich hintendrein doch immer Ursache zu Dank und Freuden. So ist's gewöhnlich. Mit Furcht und Bittern und in großer Schwachheit geht der Prediger an sein Werk, aber der Herr hält sich herunter zu dem Niedrigen und läßt es ihm ordentlich gelingen.“

Ja, ein sprechender Beweis, wie gewissenhaft Lauterburg der einzelnen Gemeindeglieder wahrgenommen, ist gerade dieser Christian Martig, an den obige Zeilen gerichtet gewesen, und das Verhältniß, welches Lauterburg mit ihm angebahnt und bis zum Tode dieses seines jugendlichen Freundes erhalten hat. Gleich bei seinem ersten Besuche im Pfarrhause gewann der 19<sup>1</sup>/<sub>2</sub>jährige Martig ein solches Zutrauen zu seinem neuen Seelsorger, daß er ihm sein ganzes Herz erschloß und ihm den Wunsch äußerte, er möchte so gerne, trotz der vielen, ihm nicht verborgenen Schwachheiten, dem Dienst des Herrn sich rückhaltlos weihen. Der Eindruck, den Martig auf Lauterburg gemacht, scheint ein entschieden günstiger gewesen zu sein, denn der Lektore schrieb in sein Tagebuch: „Ich fand in ihm einen ächt christlichen Charakter, eine liebe Seele, mit der ich in rechter Gemeinschaft des Geistes werde leben können.“ Und in Bezug auf Diejenigen, welche Martig für einen Schwärmer hielten, bemerkte er: „Es ist ein Jammer, wie ein ächt christliches, lebhaft von den evangelischen Wahrheiten

ergriffenes Gemüth von den Alltagsmenschen sogleich schief angeschaut und beurtheilt wird.“ Aber Martig hatte bei aller Lauterkeit der Gesinnung doch seine gewaltigen Eigenthümlichkeiten und Ecken, und erlaubte sich seinem Pfarrer und Seelsorger gegenüber in Wort und Schrift mitunter eine Sprache, die unter Tausenden kaum Einer mit der Langmuth und Geduld, mit einem solchen seltenen Maß christlicher Liebe ertragen hätte, wie es bei Lauterburg der Fall war. Hat doch Martig in späteren Jahren es selbst eingestanden: „Du warst von Anfang an zu demüthig und herablassend gegen mich, hast viel zu wenig deine Autorität als Pfarrer behauptet, hast in der besten Absicht, mich zu trösten, zu ermuntern, zurechtzuweisen, meinem Stolze Nahrung gegeben, indem Du mir viel zu viel Rechte liehest und zu aufrichtig Deine eigene Schwachheit bekanntest. Jedenfalls preise ich Dich glücklich wegen Deiner Gabe, Allem die beste oder wo möglich irgend eine gute Seite abzugewinnen.“

Martig trat dann in's Basler Missionshaus, Lauterburg begleitete ihn auch dorthin mit seinen trefflichen Briefen voll Weisheit und Treue. Bevor Martig nach China, dem ihm zugewiesenen Missionsposten, verreiste, sahen sich die Freunde, die sich trotz der Verschiedenheit des Alters und der noch größeren Verschiedenheit der Lebensstellungen längst auf das trauliche, brüderliche „Du“ gestellt hatten, zum letzten Mal in Bern. Lauterburg schreibt, in seinem Gemüthe auf's Tiefste erschüttert: „Ich konnte ihm kein Wort des Abschieds sagen, aber er verstund mein Herz, auch der Herr verstund es. Thränenvoll ruhte mein Haupt auf der Schulter des unvergeßlichen Freundes; unsere Arme hielten sich umschlungen. Dann riß ich mich los, ließ ihn ziehen in des Herren Namen — und weinte mich satt.“ Die Korrespondenz wird nun über die Ozeane gepflogen. Als aber Lauterburg die Schreckenskunde

von dem auf der Heimreise erfolgten Tode des theuren Freundes vernimmt, so ist ihm, als werde er vom Schläge gerührt, und er bricht aus in eine wahre Davidsklage um seinen Jonathan. „Mein Ende — fleht er — sei wie das Ende dieses Gerechten.“<sup>1)</sup>

Die paulinischen Mahnungen, nicht Andern zu predigen und selbst verwerflich zu werden, und mehr noch auf sich selbst als auf die Herde Acht zu haben — diese Worte, die mit unauslöschlichen Lettern eigentlich in jeder Studierstube eines Geistlichen angeschrieben stehen sollten — lagen auch unserem Pfarrer schwer und ernst auf dem Herzen. Aber freilich dieses Allerheiligste vor Menschenaugen bloß zu stellen, wenn gleich das Tagebuch, der Natur der Sache nach, auch hierüber gar Manches enthält, geziemt sich nicht. Waren es doch Gespräche des Herzens mit Gott, Buß- und Bittgebete, feierliche Entschliefungen, erneuerte Uebergaben an den Heiland und in seinen seligen Dienst, Seufzer und Worte gethan im Kämmerlein, und die darum auch nicht von den Dächern gepredigt werden sollen. Nur ein Weniges möge hier seine Stelle finden. So schreibt er bei Anlaß seines dreißigsten Geburtstages: „Dreißig Jahr alt wurde ich gestern. Ich habe so recht Zeit und Gelegenheit zum Nachdenken über Gottes Führungen, zum Beten, Danken und Geloben. Jetzt erst scheint mir ein rechter Wirkungskreis aufzugehen. Die erste Jugend, so oft ebensosehr Hinderniß wie Sporn, liegt hinter mir Durch mancherlei Erfahrungen bin ich — ich will nicht sagen weiser — aber doch gewizigt geworden. Die neue Altersstufe gibt auch mehr Berechtigung zum offenen Hervortreten mit Wort und That. Dreißigjährig begann Jesus sein Lehramt. Und zu dem Allem fühle ich mich weit mehr denn früher am in-

<sup>1)</sup> Ueber Christ. Martig siehe „Evangel. Miss.-Mag. 1863.“



wendigen Menschen erstarrt. Freilich — wenn das nicht wäre — so würden die dreißig Jahre mich wenig ermuthigen. Die Kraft liegt nicht in ihnen; ich kann sie nicht einmal vom Amte borgen; Beides sind nur Hülfsstruppen und Reserven; aber die Kerntruppen, die werden allein vom eigenen Geistesleben geliefert. Möge der Herr je länger je mehr bei und mit und in mir sein. Amen.“

Heitere, glückliche Tage, wie Tage der Mühen und Sorgen in Amt und Haus, ermuthigende und entmuthigende Erlebnisse arbeiteten getreulich an der Vertiefung und Ausbildung des christlichen Charakters unseres Freundes. Er lieb auch diesen Mahnstimmen von oben getreulich Ohr und Herz, und wußte nebenbei von ganz besonderen Führungen und Bewahrungen seines Gottes zu rühmen.

Als er 1854 dem eidgenössischen Musikkfest in Sitten angewohnt und den zerstreuten Protestanten gepredigt hatte, irrte er sich auf der Heimreise an einer gefährlichen Stelle des damals noch ziemlich unwegjamen Rawaylpasses. Schon fängt es an zu dunkeln; alle Anstrengungen, einen betretenen Pfad zu finden, scheitern; immer schroffer und schauerlicher zeigen sich die Felsen; ein einziger Mißtritt und er ist unrettbar verloren. Jetzt kommt er an eine Stelle, wo es ihm unmöglich scheint, noch einen weitem Schritt machen zu können. Da nimmt er seine Zuflucht zum Gebet und gelobt es dem Herrn, daß, wenn Er sein Gebet erhöre und ihn unverfehrt den Seinigen wiederschenke, so wolle er Ihn laut bekennen als den Gott, der auf Gebete merke und aus der Noth errette. Und siehe, da dächt es ihn, als husche in einiger Entfernung über ihm eine Gestalt vorüber. Er ruft, aber ach, seine Stimme verhallt ungehört in den Lüften. Er ruft noch lauter. Da zeigen sich andere Gestalten, drei Männer. Sie halten inne. Sie beugen sich über den Rand der Felsenmauer,

um den Rufenden zu erspähen. Es gelingt ihnen, den Verirrten heraufzubringen. Lauterburg ist gerettet, und als er nach zwanzigstündigem Marsch um halb zwei Uhr Nachts bei seiner Hausthür anklopfte, da hieß es „Gott Lob und Dank“ zum Gruß und „Gott Lob und Dank“ lautete aus Herzensgrund der Bescheid des Eintretenden. <sup>1)</sup>

Einen entscheidenden Wendepunkt in seinem inneren Leben datirte Lauterburg mehr noch, als von diesen und jenen äußeren Ereignissen, von seiner Bekanntschaft mit W., dem Prediger der Separisten-Gemeinde in B. Lauterburg, der W. schon von Belp her kannte, hatte sich — trotz der Mahnungen zur Vorsicht und Zurückhaltung, die ihm von verschiedenen Seiten zugekommen waren, — gleichwohl mit ihm sofort auf den vertraulichsten Fuß gesetzt. Was frug er nach kleineren Abweichungen in Bezug auf die Auffassung der Kirche und ihrer Organisation, wofern nur Christus gepredigt, wofern seine Lenker nur geistlich angefaßt, angepackt und erweckt würden, das war ihm die Hauptsache: und zu dem Ende glaubte er in W. einen gewandten und gesalbten Gehülfen gefunden zu haben. Zwar hat er später eingestanden, daß er mit etwas mehr Ueberlegung hätte vorgehen sollen, daß er zu Mißverständnissen und Mißdeutungen Veranlassung gegeben, daß W. nicht immer mit dem gehörigen Takt gehandelt und da und dort ihm Enttäuschungen bereitet habe. Allein das hinderte ihn nicht, ebenso frei und offen zu bekennen, daß er seine „Wiedergeburt“ nächst Gott und seinem Heilande dem gesegneten Einfluß zu verdanken habe, den W. nun einmal auf ihn ausgeübt. Bezeichnend in dieser Beziehung, wie überhaupt für sein ganzes aufrichtiges, demüthiges und ernstes Heiligungstreben, ist nachfolgende Stelle aus einem Brief an

---

<sup>1)</sup> Siehe Bern. Taschenb. 1855, S. 115 u. ff.

Martig vom 20. April 1857, die in ziemlicher Ausführlichkeit hier mitzutheilen ich nicht unterlassen konnte. „Es schien mir — nämlich nach einem jener mit W. zugebrachten Abende — als ob nach langer, langer Dämmerung (Nacht kann ich gerade nicht sagen) der Tag sich einstellte. . . . — Ich war bisher nicht geistlich todt, nicht ohne alles wahre christliche Leben, aber ich schlief doch und führte mehr nur ein Traumleben. Hin und wieder war ich auch schon mächtig aus dem Schlafe aufgerüttelt worden. Wie oft hatte ich mich durch den Umgang mit erweckten Brüdern, durch ernste Erfahrungen, durch die eigene Amtsthätigkeit tief erregt gefühlt, und im stillen Kämmerlein waren unter Thränen unnennbare Gefühle durch mein Herz gezogen. Fast immer war das Kreuz Christi die Ursache solcher Rührungen. Aber ein frisches, fröhliches, nachhaltiges Glaubensleben wollte nicht hervorsprießen. Die Gährungen waren nicht Gebährungen. Ich sank zurück in einen — freilich unruhigen und vielfach gestörten Schlummer, fiel zurück in frühere, nie ganz besiegte Sünden, sah mich vom Herrn wieder getrennt, hatte keinen festen Frieden im Herzen und log mir doch so manchmal einen solchen vor! Darum hatte ich auch in Vielem kein Gelingen. Wie konnte ich festigen, wo ich selbst noch nicht fest stand? Wie Licht geben, wo ich selbst noch im Dunkeln tappte? Arme Gemeinde! Armer Hirte! Vielfach hatte mich die Frage beschäftigt, ob es nothwendig sei, daß Einer mit Schärfe zwei Perioden in seinem geistlichen Leben, vor und nach der Wiedergeburt, unterscheide, um mit Recht den Christen beigezählt werden zu können. Ich dachte mir's als möglich, ja als das Gewöhnliche in Christenlanden, wo die Gnade des Herrn von Jugend auf und von Mutterleibe an uns arbeitet, daß das neue Leben in Christo eben auch von frühester Zeit an in uns beginne, wenn auch unmerklich,

als ein Senfkorn, das lange im Boden bleibt, bis es die Hülle endlich durchbricht. Ich suchte hierin für mich selbst einen Trost. Zwar, wenn mich Jemand des Bestimmtesten gefragt hätte: „„Bist du wiedergeboren? Bist du gläubig? Bist du mit Gott versöhnt? Hast du Frieden? Ist dir die ewige Seligkeit, de i n e ewige Seligkeit, gewiß? Ist Christi Kreuz dir wirklich eine G o t t e s k r a f t?““ — ich würde mich gegen solche Herausforderung verschanzt und umwehrt haben und höchstens mit dem Bekenntniß hervorgetreten sein: „„Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!““ — Aber ich fand eben solche Schwankung unzertrennlich von unserem Leben im Fleische. Ich zweifelte (so auch dir gegenüber, wenn du dich aus früheren Briefen erinnerst), ob je mit voller Aufrichtigkeit und ohne allen Rückhalt Zeugniß einer vollendeten Wiedergeburt hier abgelegt werden könnte. Ich gedachte der t ä g - l i c h e n Erneuerung, von welcher die heilige Schrift redet, und — war doch nicht vollkommen beruhigt und getröstet! Wie gerne hätte ich Erfahrungen gemacht, deren Andere fröhlich sich rühmten, Erfahrungen des H e r z e n s, durch welche mir ein Siegel der göttlichen Begnadigung aufgedrückt worden wäre, das keine Macht der Finsterniß mir hätte rauben sollen! Aber ich wartete vergeblich auf solche. Vergeblich? O nein! . . . . . So wie gestern, so wie heute, war mir nie zu Muthe. Nie habe ich's, wie jetzt, bekennen können: „„Ich glaube an Jesum, daß er Gottes Sohn sei und mich versöhnt habe durch sein heiliges Leiden und Sterben!““ Nie habe ich einen solchen Frieden und eine solche Kraft einkehren gefühlt in meine Brust, wie es nun geschehen ist! O Herr, du hast dich mit meiner Seele vermählt! Dich, den ich bisher nur g e s u c h t, habe ich endlich gefunden! Du hast Ueber-schwängliches an mir gethan, deß bin ich fröhlich! O, halte mich nun fest, daß ich nicht wieder aus der Gnade falle!

Dir übergebe ich mich mit ganzem Herzen! Habe Geduld mit mir; ich bin noch schwach wie ein Kind; aber ich hoffe durch deine Gnade immer mehr zu wachsen aus Glauben in Glauben und von einer Klarheit zur andern! — Und um zu beweisen, daß es sich hier um etwas mehr handle, als um ein trübes Aufwallen religiöser Gefühle, als um eine unklare, schwärmerische Begeisterung, fügt er noch ganz nüchtern bei; „Die Hochzeitstage dauern nicht lange. Ich bin schon wieder um ein Merkliches kälter. Aber nichts desto weniger behält jene selige Zeit ihre große Bedeutung. Ein unzerreißbares Band ist mit dem lebendigen, persönlichen Herrn angeknüpft.“

Allezeit ein entschiedener Vorkämpfer der Glaubens- und Gewissensfreiheit und, wie oben dem Lehrer W., rückhaltslos Jedem die Bruderhand reichend, in welchem er wirklich einen Jünger des Herrn erkennen konnte, gleichviel dann, welcher Denomination er äußerlich angehöre, ja in diesem Sinne sogar in einem amtlichen Schreiben sich als einen Freund der Sectirer bezeichnend, trat Lauterburg mit aller Energie da entgegen, wo er sah, daß unter dem Deckmantel des Christenthums ein unlauteres, heidnisches Wesen wucherte, oder wo antichristliche Mächte den Segenslauf des Evangeliums zu hindern trachteten. So gegen die Antonianer, die kirchlich nicht einmal organisirt, nominell noch der Landeskirche angehörend, frech aller Sittlichkeit Hohn sprachen. Auf diese gefährlichen Leute richtete er die Aufmerksamkeit der Gemeindebehörde und der Synode, und beantragte, polizeilich gegen sie einzuschreiten. — So aber auch gegen alles ungeistliche, ungöttliche Verhalten, zeige es sich, wo es wolle, bei Armen oder bei Reichen, beim geringen Tagelöhner oder bei Vorgesetzten. „Ihr sollt kein Ansehen der Person nehmen“ und „Ruft getrost, ihr Wächterstimmen, ruft getrost und schonet nicht“, hieß es bei ihm. Was Wunder, wenn Widerspruch

und Anfeindung nicht ausblieb! Zumal da der selige Freund es sich keineswegs verhehlte, daß er theilweise auch mit etwas blindem, wenn auch stets gutmeinendem Eifer dreingefahren.

Es gab Zeiten — und welcher Pfarrer hätte sie nicht durchgemacht — schwere Zeiten, da es ihm schien, als ob all seine Arbeit schließlich doch erfolglos bleibe, als ob man ihm Hindernisse über Hindernisse in den Weg lege, als ob die Mehrzahl der Geweindeglieder eher gegen als für ihn sei.

In einem solchen Moment der Niedergeschlagenheit schreibt er: „Ich arbeite mit Seufzen und fühle mich schwach und klein“ . . . „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kräfte unsonst und unnütz zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist“ — „diese Prophetenklage ist mir oft in Gedanken. Widerstand ist auf allen Seiten zu finden, bald bei den Sektirern, die sich nicht wollen weisen lassen durchs lautere, einfältige Wort Gottes, bald bei den offenbar Gottlosen, denen ich ein fortwährender Stein des Anstoßes bin, bald bei den Launen, die Einen im Stiche lassen, wo es Noth thäte, mit Macht und Kraft dem Bösen zu wehren, bald bei den Gleisnern, die vornen Ja sagen und hinten Nein, und mir immer herbere Enttäuschungen bereiten. Ich stehe in allen möglichen Feuern und bin im Grunde nur wohl gelitten. Suche ich im Armenwesen, im Schulwesen, in übrigen Dingen mit einiger Entschiedenheit die christlichen Interessen geltend zu machen, so heißt's, ich wolle Alles regieren. Schweige ich, so ist's wieder nicht recht; dann heißt's, ich nehme mich keiner Sache an, setze den Kopf auf, hätte doch Zeit genug, der Gemeinde in Diesem und Jenem zu Diensten zu stehen. Ich kann nicht sagen, daß mich die mannigfaltigen bitteren Erfahrungen, die ich allerdings nicht so bald und nicht so reichlich hier zu machen gedachte, etwa sehr beirren und vom geraden Wege

abbringen. Gott sei Dank, ich weiß von Menschenfurcht wenig. Was können mir Menschen thun? Aber begreiflich ist's, daß mich das unangemessene Verhalten meiner anvertrauten Herde sehr betrübt und mir zu Herzen geht. Mein Wirken wird mir dadurch um Vieles erschwert, und mein Glaube, meine Liebe, meine christliche Weisheit, meine Geduld und ausharrende Treue oft auf harte Proben gestellt, auf Proben, die ich so unvollkommen bestehe! Denn auch, wo man es sich durchaus nicht will nehmen lassen, für das Reich Gottes zu eifern, ja durch erfahrenen Widerstand nur entschlossener wird, mischt sich so leicht die Sünde ein und verderbt Alles."

Eine Zeit lang fand er selbst bei seinem Kirchenvorstande wenig Unterstützung. Je kürzer die Sitzungen, je schneller man die Geschäfte abthun konnte, desto lieber hatte man es. „Als in der nächsten Kirchenvorstandssitzung — so erzählt er — so zu sagen keine Geschäfte vorlagen und die Herren ihre Freude ausdrückten, nach einem Viertelstündchen schon fertig zu sein, mit der Bemerkung, so sollte es stets gehen, da konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: „Nein, so sollte es eben nicht sein, sondern je weniger Geschäfte besorgt werden müssen, desto gelegener wäre es, sich etwas um den Zustand und das Wohl der Gemeinde im Allgemeinen zu bekümmern; es gäbe so Manches zu besprechen und wäre in so Manchem Ordnung zu schaffen.“"

Zudem lag es ihm, dem warmen Vaterlandsfreunde, schwer auf dem Herzen, da er sehen mußte, wie das Staatsschifflein mit immer volleren Segeln der gefährlichen Strömung der 46er Periode wieder zugetrieben wurde; und noch ernstlicher beschäftigten ihn, ohne ihn jedoch irgend schwankend zu machen, die religiösen Kämpfe, die an Heftigkeit und Ausdehnung nunmehr zuzunehmen drohten. Er schrieb darüber an Martig in China schon unterm 22. Oktober 1860:

„Mehr und mehr scheiden sich bei uns und in den andern evangelischen Kantonen die sogenannten freisinnigen und die sogenannten pietistischen Geistlichen in zwei Lager. Ich bedaure das eben nicht. Besser ist dieser ehrliche, offene Kampf, als ein Lauwasserthum ohne alle Entschiedenheit nach der einen oder anderen Seite hin. Durch faulen Frieden wird das Reich Gottes nicht gefördert. „„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden auf Erden.““ „„Es müssen Kotten unter euch sein, auf daß die, so da rechtschaffen sind, offenbar werden.““ Gebe nur der Herr, daß in einer Zeit, die das Sinken auf beiden Seiten erschwert, mancher furchtsame Nikodemus zur rechten Fahne hingedrängt und mancher schauubende Saulus in einen Paulus unversehens verwandelt werde! Auch für mich selbst hoffe ich reichen Gewinn zu ziehen aus dem vorgelegten Entweder — Oder.“

Nachdem aber Lauterburg in den oben angedeuteten Trübsalszeiten, die zur Erziehung in der Gerechtigkeit sich übrigens äußerst heilsam erweisen denen, die in der Anfechtung lernen aufs Wort merken, geduldig ausgeharrt und gläubig fortgekämpft, sah er bald die äußeren Wolken sich zertheilen und des Himmels Blau trostreich auf sich herniederglänzen. Es scheint ihm, „es sei im Ganzen ein Wachsen und Zunehmen in Christo, eine Förderung des Reiches Gottes einigermaßen zu bemerken.“ Er entdeckt da und dort ein Leben aus Gott und in Gott, wo er nur Tod und abermals Tod vermuthet hatte. Er erhält Beweise der Anerkennung und Anhänglichkeit von Seiten, von denen er es sich nie geträumt haben würde und es erfüllet sich auch da das Psalmwort: „Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.“

War es doch vorwiegend ein heiteres, fröhliches, Jedermann anmuthendes und fesselndes Treiben, das im lieben



Pfarrhause in der Lenk waltete. Unterstützt von seiner jün-  
 nigen Gattin verstand es der kunstfertige Pfarrer trefflichst, als  
 wahrer Freudenmeister die muntere Kinderschaar zu beglücken.  
 Bald war es ein hübscher Spaziergang, ein Besuch bei werthen  
 Gemeindegliedern, bald eine Geburtstagsfeier oder Aehnliches,  
 bald ein vergnügliches Spiel, ein Räthsel, daran die Jugend  
 ihre Verstandeskräfte üben konnte, bald eine spannende Er-  
 zählung, wodurch in die Prosa und Einförmigkeit des Alltags-  
 lebens Abwechslung und Schwung gebracht wurde. Natürlich,  
 daß auch die Musik nicht fehlen durfte, vielmehr den wohl-  
 verdienten Ehrenplatz erhielt. Zuweilen nimmt unser Pfarrer  
 den Bergstock in die Hand und erklimmt die herrlichen Höhen  
 der Umgegend. Und wenn er da vom Lauenenhorn oder vom  
 Abrißthorn, dessen prachtvolle Aussicht er nicht genug rühmen  
 konnte, etwas Umblick und Ausblick hielt, frisch und froh in  
 der reinen Alpenluft aufathmete, des Lebens Sorgen und  
 Mühen hinter sich warf und an der Größe, Allmacht und  
 Herrlichkeit Gottes sich weidete, o, dann ist's nur ein Loben  
 und Danken, das seinem Herzen entströmt; und neugekräftigt  
 steigt er wiederum zu Thal und muthvoller macht er sich an  
 die schweren Pflichten seines Amtes. Aber auch die treue,  
 ans Haus festgebundene, alle Lasten redlich mit ihm theilende  
 Gattin soll ihre Erholungs- und Freudenstunden haben, und  
 darum hält er es für eine besondere Vergünstigung, als es  
 ihm einmal gelingt, mit ihr Süddeutschland in eiligem Flug  
 zu durchziehen und ihr namentlich Münchens reiche Kunst-  
 schätze zu zeigen.

Obschon nun die Verhältnisse in der Lenk sich immer  
 freundlicher und lieblicher gestalteten, so ließ doch die Rücksicht  
 auf die Erziehung der vielen Kinder eine Verletzung in die  
 Niederung und zu ihren in dieser Beziehung reicheren Hülfz-  
 mitteln je länger je wünschbarer erschienen, wozu freilich noch

ein ihm innewohnender, unwiderstehlicher Zug nach seinem lieben Bern oder dessen Umgebung sich gesellte. Schon 1855 wurde ihm angezeigt, der Pfarrer von Rapperswyl denke ernstlich an einen Wegzug. Da schrieb Lauterburg; „Das ist geeignet, mich in Harnisch zu bringen; denn obschon mein Sinn eher nach der Stadt steht, oder unlängst aus Anlaß der Pfarreierledigung an der Nydeck noch stand, fühle ich wohl, daß Rapperswyl mir sehr am Herzen liegt. Ich würde dort — weil R. mir zur Seite wäre — überaus glücklich sein. Es sei Gott befohlen. Ist's mir gut, so wird's mir vielleicht werden.“ Vorläufig blieb zwar noch Alles beim Alten; jene Mittheilung war wohl etwas verfrüht gewesen; aber dennoch sollte seine Sehnsucht sowohl nach Rapperswyl als nach Bern befriedigt werden — Im Oktober 1859 gab er, ohne neben Männern, wie Haller, Dubuis, Ringier ernstlich auf eine Berücksichtigung zu hoffen, seine Gründe ein für die durch den plötzlichen Tod des Herrn Schädelin vakante Helferstelle am Münster in Bern. Dazu bemerkte er: „Wenn ich nun gerade nach Bern, meiner Vaterstadt, mich hingezogen fühle, so hat dies seine sehr natürliche Ursache. Bern ist und bleibt meine leibliche und geistige Heimat, die mein Herz hat, wie kein anderer Ort. Das Leben auf dem Lande, bei allen Reizen, die es für Tausende und in gewisser Beziehung auch für mich hat, wird dennoch meiner ganzen Natur, meinen Anlagen, meinen Neigungen, meinen Bedürfnissen, nie in gleichem Grade entgegenkommen, wie das Leben in der Stadt.“ . . . „Was jetzt nicht wird, mag später vielleicht werden. Gott mag's versehen.“ — Ende Dezembers des gleichen Jahres meldete er sich auf Anrathen der Seinigen nach Bexhigen. Die Gemeinde brachte ihn auf den ersten Vorschlag. Die Regierung jedoch entschied anders. Bald darauf bewarb er sich um die Pfarrei Nyß, aber ebenfalls ohne Erfolg. Jetzt werden im

Sommer 1861 Narberg und Rapperswyl ausgeschrieben. Nach ziemlichem Schwanken meldet er sich für beide Orte. Nach Narberg ziehen ihn namentlich die guten Schulen. „Ohne unsere Kinder wäre (mit Rücksicht auf die ausnehmend freundliche Gesinnung von Rapperswyl) die Eingabe nach Narberg gar nicht erfolgt.“ Von beiden Gemeinden wird er in erster Linie begehrt. Als er die Nachricht von seiner am 5. August erfolgten Wahl nach Rapperswyl erhielt, schrieb er in sein Tagebuch: „Gott sei gedankt für die ruhige Zuversicht, die er uns schenkt! Wir sind eben so weit entfernt von stürmischer Freude, als von ängstlichen Besorgnissen.“

Nun aber galt es, mit christlichem, männlichem Muth die Geist und Gemüth gleich sehr angreifenden Tage des Scheidens von einer Gemeinde, in der man viel erlebt, mancherlei gelitten und auch reichlich Liebe und Segen empfangen hatte, durchzukämpfen. Am 20. Oktober 1861 hielt Lauterburg seine Abschiedspredigt über 2. Petri, 3, 18. „Nie werde ich die herzerreißenden Eindrücke vom 20. Oktober vergessen“ — lesen wir in seinen Aufzeichnungen. — „Nach der Predigt fanden sich die Leute massenhaft im Pfarrhause ein, die mir alle die Hand drücken, mir danken, mich segnen wollten...“ „Gegen 2 Uhr konnten wir zum Anspannen der von Thun bestellten Kutsche Befehl geben. Und nun galt's, sich völlig loszureißen von der lieben, lieben Lenk und ihren Bewohnern! Es drängte sich Alles, was konnte, noch herbei!“ — — „O, welche Beweise von Liebe, von Anhänglichkeit floßen mir zu, mich mit wehmuthsvoller Freude, mit süßem Schmerz zu erfüllen! Es ging Vielen, wie mir, wir wußten nicht, wie lieb wir uns hatten, bis wir einander genommen wurden!“ — — „Wer anders als ein Pfarrer wurzelt so tief in die Herzen hinein und hat solche Abschiede? Kein weltlicher Beamter, kein Fürst erlebt Aehnliches. Das macht — das Predigtamt

ist das höchste Amt, das Einer hat, und es ist von Gott und nicht von Menschen, wie Irrgläubige behaupten."

### 3. In R a p p e r s w y l.

Lassen wir den Pfarrer selbst seinen Einzug schildern, den er den 22. Oktober 1861 in Rapperswyl gehalten. „Mit freudigen Blicken,“ so heißt es, „sahen wir von der Dieterswylerrhöhe hinunter nach Rapperswyl mit seiner prächtigen Kirche und nach dem blauen Kranze des Jura dahinter. Und nun, als wir um 12 Uhr dem Dorfe uns näherten — welch freundlicher Empfang! Da hielten die Schulkinder mit den Lehrern und sangen: „Herz und Herz vereint zusammen!“ Da hatten sämtliche Vorgesetzte, Kirchenälteste und Gemeinderäthe sich zur Begrüßung eingefunden, und in langsamem Zuge gingen nun dem Pfarrhause zu, wo nochmals gesungen wurde, diesmal; „Die Gnade sei mit Allen!“ Auf's Kommando des Gemeindevorstandes, Herrn Doktor Jakob, laden jetzt die Vorgesetzten und Lehrer meine Habseligkeiten von den anlangenden Bügelwagen ab, und räumen sie ein. Abends gemüthliches Zusammensein im Bären, wo ich an die Vorgesetzten und Lehrer einige passende Worte richtete. Als ich im Pfarrhause war, wurde ich durch ein Ständchen des Männerchors überrascht, und ihnen meinen Willkomm zrufend, bat ich sie, immer richtig und schön einzusetzen, wenn ich ihnen als Pfarrer den Einen festen Grundton angeben werde."

Am 27. Oktober fand die Installation statt, zu welcher die neue Kirche provisorisch hergerichtet worden war und die neuen Glocken zum ersten Mal zusammenläuteten. Am 3. November folgte die Antrittspredigt über Römer 15, 29: „Ich weiß aber, wenn ich zu euch komme, daß ich mit vollem Segen des Evangeliums Christi kommen werde.“ Die Kirche war natürlich gedrängt voll. Was aber besser war — „der Herr

gab reichen Segen über all Erwarten". Namentlich den Anregungen des Herrn Pfarrer Dick, früher in Rapperswyl, nunmehr an der Strafanstalt in Bern angestellt, ist es zu verdanken, daß die Gemeinde Rapperswyl am 18. Oktober 1856 beschloß, ihre schmucklose, baufällige Kirche abzulegen und an deren Stelle ein würdiges Gotteshaus zu errichten. Mit nur geringer Unterbrechung und ohne irgend welchen Unglücksfall wurde der Bau weiter und weiter gefördert, so daß der neue Pfarrer in dieser Beziehung gleichsam nur noch die letzte Hand anzulegen hatte; — freilich immer noch ein gutes Stück Arbeit. Noch steht Vielen der 29. Juni 1862 und der 29. November 1863, die Tage der feierlichen Einweihung der Kirche und der Orgel, in dankbarer und freudiger Erinnerung. Wie bewunderte man da den stattlichen, wahrhaft monumentalen Bau und seinen reichen, äußeren und inneren Schmuck! Wie bereitwillig legte man der wackeren Gemeinde Zeugniß ab, daß sie ihre Aufgabe wirklich großartig aufgefaßt und gelöst habe, daß sie vor keinen Opfern zurückgeschreckt sei und darum auch durch dieses Denkmal Gott und sich selbst ehre! Aber, wie war's auch gerade Lauterburg, der durch seine trefflichen Ansprachen, durch seine gemüthlich-launigen Toaste die Weihe und Freude jener Tage wesentlich erhöhte. <sup>1)</sup> Am Schlusse seiner Festrede an der Kirchweih hatte der Redner gesagt: „Wir wollen eingedenk bleiben, daß an diesen heiligen Ort eine heilige Gemeinde gehört, und daß die fertige Kirche uns mächtig zuruft: „Bauet nun euch selbst als die lebendigen Steine zum geistlichen Hause und zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum.“ 1. Petri, 2, 5. Dieses Wortes ist Lauterburg eingedenk und getreu geblieben. Er hat sich

---

<sup>1)</sup> Ueber die Einweihung der Kirche siehe die von Lauterburg verfaßte Festschrift. Bern. Wyl. 1862.

nicht damit begnügt und gebrüstet, landauf, landab die schönste Kirche zu besitzen, er wollte, so viel an ihm und mit Gottes Beistande auch eine Gemeinde haben, die ein Vorbild wäre den Heiligen, eine Stadt auf dem Berge, ein Licht auf den Leuchter gestellet, das da leuchtet allen Denen, die im Hause sind.

In dem fruchtbaren und thätigen Rapperswyl hatte unser Freund in keiner Weise gegen eine Armennoth anzukämpfen, wie er es in der Lenk thun mußte. Auch die Schulen waren durchweg gut bestellt und erheischten weit weniger ein spezielles Eingreifen von Seite des Pfarrers. Sehr erfreulich stund es ebenfalls um den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, überhaupt um den kirchlichen Sinn, der als ein segensreiches Erbgut von Geschlecht zu Geschlecht sich fortzupflanzen schien. Man merkte es eben in allen Dingen, daß der Gemeinde das große Glück vergönnt war, an ihrer Spitze einsichtsvolle, gemeinnützige, ernste und christliche Männer zu besitzen. Das diente aber Lauterburg keineswegs etwa zu einem bequemen Ruhefassen, vielmehr zu einem kräftigen Ansporn, unter so günstigen Verhältnissen erst recht muthvoll und freudig den Pflichten seines heiligen Amtes obzuliegen. Seine Predigten sind beredete Zeugnisse gegen die Sünde und für die uns in Christo erschienene Gnade Gottes. In seinen Missionsstunden schildert er das Elend und die Greuel des Heidenthums, und zeigt, wie der Befehl und noch mehr die Liebe Christi uns dringen sollte, für die armen Heiden ein Herz zu haben und nach Vermögen dazu beizutragen, daß auch ihnen die Segnungen des Christenthums zu Theil würden. Gleichsam den Höhepunkt der Missionsstunden bildeten die von ihm eingeführten, von seinem Nachfolger weitergepflegten, jährlichen Rapperswyl-Missionsfeste, einen Segen verbreitend weit hinaus über die engen Grenzen des Gemeindebezirkes. Eifrig geht er auch,

wo sich eine Gelegenheit bietet, den einzelnen Seelen nach und weist die Leichtsinnigen, Sicherer, Weltseligen auf den großen Ernst des Lebens, auf den noch größeren des Todes und auf den allergrößten der Ewigkeit. Den Gebeugten und Gedrückten ist er ein freundlicher Tröster, ein weiser Rathgeber, ein treuer Freund. Denn er hat eine eigene Gabe, sogleich den Schlüssel zu den Herzen zu finden, Zutrauen zu erwecken, und versteht es wohl, mit der Salbe Gileads die brennenden Wunden zu stillen. Von Allem zieht es ihn auch da wieder zur Jugend, zur lieben Jugend. Er sucht sie in der Schule auf und bekümmert sich um ihre geistigen Fortschritte; er versammelt sie um sich in der Unterweisung und Kinderlehre und erbaute sie auf den einen Grund- und Eckstein, der gelegt ist, Jesus Christus.

Aber er freute sich auch mit ihnen und wurde gleichsam zum Kind mit ihnen an den schönen Kinderfesten, die an ihm stets einen warmen Fürsprecher und Beförderer fanden, oder bei dem sinnreichen Weihnachtsbaum. Die Lauterkeit seiner Liebe zur Jugend bewies sich jedoch vorzüglich in dem tiefen Schmerz, den er jedesmal empfand, wenn er bei den Kindern einen bedeutenden Mangel christlicher Erkenntniß oder christlichen Sinnes wahrnehmen, und sehen mußte, wie sie mitunter so trotziglich gegen Gottes Gebot sich auflehnten.

In völliger Harmonie mit seinen Lehrern wirken zu können, war sein sehnlicher Wunsch. Denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, welche nachtheiligen Folgen für das jugendliche Gemüth hier auch nur die leiseste Dissonanz haben mußte. Er suchte daher wo möglich in einen recht vertraulichen Verkehr mit den Lehrern zu treten und ihnen mit Rath und That beizustehen, wo und wie er nur konnte. Kam er in eine Schule, so hatte er meist auch ein freundliches, anerkennendes, ermunterndes Wort für den Lehrer. Auch den Lehrerkonferenzen

wohnte er fleißig bei und belebte die Diskussionen durch seine einsichtsvollen, fördernden Voten. Zuweilen erfreute er die Versammlung auch mit gediegenen Referaten, so einmal über die „kirchliche Lage“, ein andermal über die „Richtigkeit des Johannes-Evangeliums“ u. s. w. — ohne Scheu, aber stets auch mit Milde seinen entschieden bibelgläubigen Standpunkt vertretend und ihn getrost als einen solchen darstellend, der sich vor keinen Ergebnissen wahrer Wissenschaft zu fürchten habe. Seine Verdienste um die Volksschule wurden übrigens auch insofern anerkannt, als ihm im Januar 1865 von der Lehrmittel-Kommission zu Händen des neuen Oberklassen-Lesebuches der Aufsatz über den „Uebergang Bern's 1798“ übertragen wurde; ein Auftrag, dessen er sich mit gewohntem Geschick entledigte. Der Schule und überhaupt dem Bildungsstreben in seiner Gemeinde suchte er auch dadurch sich dienstbar zu erweisen, daß er sich der in Verfall gerathenen Volksbibliothek zu Rapperswyl annahm und mit großer Pünktlichkeit und unermüdlichem Eifer bis zu seinem Weggang an deren Hebung arbeitete.

Eine reiche Thätigkeit entfaltete Lauterburg in seiner neuen Gemeinde, wie sich dies übrigens erwarten ließ, im Gesangwesen. Da hatte er die beste Gelegenheit, mit den Lehrern, dem jungen Volk und mit bereits gereifteren Männern auf die freundlichste, edelste Weise zu verkehren und Saatkörner des Guten, Wahren und Schönen auf den vielleicht empfänglichsten Boden auszustreuen. Rapperswyl besaß schon einen tüchtigen „Männerchor“, Lauterburg hätte aber vorzugsweise gern einen „Gemischten-Chor“ entstehen gesehen. „Ich wünschte — schrieb er — daß ein solcher unter meiner Leitung je vierzehntäglich Sonntags Nachmittag zusammenkäme, theils zum Psalmen- und Choralgesang und zur Unterstützung des Kirchengesangs, theils auch zum Figuralgesang und zur Pflege des christlich-religiösen Lebens durch dieses Kunstmittel, zum



Genüsse edler Freuden, wie sie in anderer Weise kaum besser gefunden werden können. Der Gesang müßte aber eine solche Stufe zu erreichen suchen, daß er als Muster für die Schule und den Männerchor dastehen und so heilsam auf beide einwirken könnte. Auch das Familienleben sollte seine Nahrung ziehen aus unsern Uebungen. Daher ich wünschte, daß auch die Unterweisungskinder schon beigezogen würden und vielleicht noch jüngere tüchtige Stimmen. Kurz, der Segen wäre mannigfaltig, sobald ich die Unterstützung der Lehrer und anderer gewichtiger Männer erhalte. Dem Segen des Herrn aber sei es vor Allem unterstellt!“ Der gemischte Chor trat wirklich in's Leben und unser Pfarrer gab sich eine unendliche Mühe, den passenden Gesangstoff zu beschaffen und die Uebungen zu leiten. Die erfreulichsten Fortschritte blieben nicht aus. Man durfte sich zu Messen und am seeländischen Gesangfest zu Narberg vernehmen lassen. Allein verschiedene Gründe, am meisten wohl die ernstere, geweihtere Haltung, die durch den Einfluß des Pfarrers hervorgerufen wurde, entzogen leider dem Verein die gehoffte Popularität. Lauterburg hatte auch auf diesem Gebiete gar mancherlei und ein für das Ideale begeistertes Gemüth ziemlich deprimirende Erfahrungen zu machen. Die Reihen der Sänger lichteten sich mehr und mehr, und am 6. Februar 1867 mußte der liebe Freund selbst den Antrag auf Auflösung des Vereins stellen, damit nicht Apokal. 3, 1 am Ende seine Anwendung finde. — Ein im Frühjahr 1869 durch den Lehrer von Rapperswyl — der auch den Männerchor leitete — in's Leben gerufener „neuer gemischter Chor“ ernannte den Ortspfarrer zu seinem Präsidenten und schien wirklich zu schönen Erwartungen zu berechtigen.

In die Zeit der Rapperswyl'schen Pfarrjahre fallen mehrere der gelungensten musikalischen Kompositionen Lauterburgs. 1863 besorgte er, einem dringenden Bedürfniß entsprechend,

zunächst nur für seine Gemeinde einen Anhang von 6 Melodien zu dem kirchlichen Gesangbuch, der 1866 von der Kantonsynode adoptirt und zur Verbreitung empfohlen wurde. 1866 verfaßte er für das Christbaumfest zu Crismyl eine dreistimmige Weihnachtskantate über den Lobgesang der Engel und 1868 eine Weihnachtsbotschaft für den Feldmann'schen Chor in Bern. Beide Stücke fanden verdienten Absatz. Weniger seine: „Fünzig zweistimmige Lieder zum Auswendiglernen“, welche gleich bei ihrem Erscheinen (1866) durch einen höhnischen, wahrhaft skandalösen Artikel im Sängerbblatt von einem unfehlbaren Sängerpapst zu Zürich in den Bann gethan und auf den Index versetzt worden waren. Neben diesem Nachspruch, der viele auf unsichern Füßen Stehende eingeschüchtert, hat jedenfalls die Zweistimmigkeit und die ungemaine Einfachheit der Komposition — gegen die der musikalisch Verbildete sich immerdar sträubt — der weiteren Verbreitung dieser Liedersammlung Eintrag gethan. — Wenn die geringe Aufmerksamkeit, welche dieser letzteren Arbeit geschenkt wurde, unsern Freund etwas schmerzlich berühren mußte, so gereichte es ihm zu um so größerer Freude und Aufmunterung, fast zu gleicher Zeit Beweise der Anerkennung von einer Seite her zu erhalten, von welcher er sie nie geahnt hätte. Im Oktober 1865 ersuchte ihn die thurgauische Synodal-Gesangbuchskommission, eine kritische Durchsicht der Melodien des neuen Gesangbuches von Glarus, Graubünden und Thurgau vorzunehmen; ein Auftrag, dem sich Lauterburg mit Vorliebe, aber auch mit großer Gewissenhaftigkeit unterzog. Und Ende 1870 wurde er von dem Dichter Altmann angefragt, Beiträge zu liefern für eine Sammlung noch ungedruckter Altmann'scher Lieder. Lauterburg sandte im Frühjahr 1871 vier Kompositionen ein. Es war dies sein Schwanengesang.

Wie im Kreise seiner Gesangsfreunde wirkte Lauterburg in höchstem Grade anregend auch in der Mitte seiner Amtsbrüder. Bei einem heimeligen Besuche, in trautem Gespräche unter vier Augen, im Pastoralverein von Büren und Narberg, in der Bezirksynode, die 1870 ihn zu ihrem Aktuar ernannt, in der Kantonsynode oder in den Sitzungen des evangelisch-theologischen Vereins — überall und jederzeit verspürte man in ihm eine geistbegabte Persönlichkeit, einen Mann, dem die Angelegenheiten des Reiches Gottes zu Herzen gingen und der darum auch entschieden für sie einstand. Seine Gesinnungsgenossen mußten ihn bewundern und lieben, seine theologischen Gegner konnten ihm ihre Achtung nicht versagen. Seine Arbeit betreffend eine Revision des Heidelberger, sein Referat über den Religionsunterricht in der Volksschule, seine Voten über die Betheiligung der Geistlichen an der Förderung des Gesanglebens, in der Hirtenbriefangelegenheit, in der Liturgiefrage, in Bezug auf die freie Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden, u. s. w., stehen noch in frischem und gesegnetem Andenken und haben Zeugniß abgelegt, bald mehr für den seltenen Reichthum seines Geistes, bald mehr für seine unerschütterliche religiöse Ueberzeugungstreue.

In seiner Gemeinde, wo es ihm an Unterstützung von einflußreicher Seite nicht fehlte, ging Alles seinen sehr geordneten und stillen Gang. Einzig die Neutäufer machten ihm zu schaffen. Er suchte durch freundliches Entgegenkommen ihre Vorurtheile zu besiegen. Er nahm sogar Antheil an ihren Versammlungen und konnte nach einem solchen Anlaß einmal in sein Tagebuch schreiben: „Es freute mich, mich über unsere kirchliche Anschauung der Dinge auszusprechen, und ich hoffe denn doch, es sei nicht vergeblich gewesen. Wenn man in rechter Weise, ruhig und freundlich, auf Grund des gemeinsam Anerkannten mit einander redet, so ist das sehr geeignet,

Schroffheiten zu mildern, Ecken zu schleifen, Ausgleichungen herbeizuführen. Man fängt an, von einander Nutzen zu ziehen, man lernt auch dem Gegner gerecht werden — ist das nicht Gewinn? — — Ich hatte die Anwesenden eingeladen, unsere Gottesdienste zeitweilig als Gäste zu besuchen, wie ich nun den ihrigen besucht hatte. Das mundete ihnen nun gar nicht. Indes man sprach sich auch über diesen Punkt gegen einander aus, und es ist wohl nicht zum Schaden gewesen." Freilich muß er in Bezug auf seine Ausöhnungsversuche bald in die Klage ausbrechen: „Eitle Mühe!“ „„Es ist bei uns so und so angesehen und bestimmt,““, das war das neutäuferische „non possumus“, das sich schließlich auch den gründlichsten Belehrungen und Ermahnungen entgegenstemmte.

Daß Lauterburg bei solch angestregter Arbeit und bei einer keineswegs eisernen Gesundheit je und je der Erholung bedurfte, ist einleuchtend; ja, er machte es sich förmlich zur Pflicht, wenn immer möglich, alle Jahre sich einige Tage zu leiblicher und geistiger Erfrischung zu gönnen. Zweimal besuchte er seine liebe Vork, und eine besondere Freude war es ihm, in seiner Erstlingsgemeinde das Wort des Lebens wiederum verkündigen zu dürfen. „Es ergriff mich — bemerkt er — diese Menge von Leuten zu sehen, die von allen Seiten, von allen Bergen gekommen waren, ihren früheren Pfarrer zu sehen und zu hören.“ Die Basler-Feste, die Konferenzen evangelischer Freunde in Baden, die Feste der schweizerischen Prediger-gesellschaft übten auf ihn eine eigenthümliche Anziehungskraft. Wenn die Verhältnisse es irgendwie gestatteten, wohnte er der einen oder andern dieser christlichen Vereinigungen bei und kehrte dann, nachdem er noch diesen oder jenen lohnenden Ausflug damit verbunden hatte, mit reichem Segen nach seinem Rapperswyl zurück. Brachte er es etwa einmal wieder dazu, einem eidgenössischen Musikfest anzuwohnen, so jubelte sein

Sängerherz frisch auf. Es ist mir, es sei erst gestern gewesen, daß der sel. Freund nach dem Musikfest in Zürich von 1867 mir mit hinreißender Begeisterung von dem Eindrucke redete, welchen die von dem Komponisten Max Bruch selbst dirigirten „Szenen aus der Frithjofsage,“ oder Händels gewaltiges Datorium: „Judas Makkabäus,“ auf ihn gemacht hatten. Den letzten derartigen Aufenthalt machte er im Herbst 1870 mit seinem Bruder Gottlieb in den warmen Rebgebirgen von Aelen, von wo aus er viele hübsche Touren unternehmen konnte.

Seine liebste Erholung suchte und fand er jedoch im Schooße seiner eigenen Familie, im Kreise seiner sich schnell mehrenden Kinder-schaar. Da entfalteten sich erst recht seine reichen Talente, da verjüngte er sich stets wieder zu wahren Kindes-sinn. Wer Lauterburg nicht auch in Mitten dieses Heiligthums hat kennen gelernt, hat ihn überhaupt nicht völlig gekannt. Wir versparen darum auch das Nähere auf die später folgende, zusammenfassende Charakteristik des lieben Freundes. Nur das sei hier noch bemerkt, daß es ihn bei der großen Liebe, die er zu seinen Kindern in sich trug, bei seinem Bedürfnisse, beständig mit ihnen in Verkehr zu bleiben, sehr schwer ankam, als er, durch die Umstände förmlich dazu gezwungen, seine zwei ältesten Knaben dem städtischen Waisenhaus zu ihrer ferneren Ausbildung übergeben mußte.

Wir wissen schon, welche innige Bande Lauterburg mit seinem Bruder Ludwig verbunden hielten. Es war daher für ihn ein tiefer Schmerz, als er im August 1864 seinen Bruder von einem hartnäckigen gastrischen Fieber erfaßt sah, als er vernahm, daß ein förmliches und heftiges Nervenfieber sich eingestellt habe, und als er, am 3. September von einem Verwandten nach Bern geholt, nur noch die sterbliche Hülle jenes treuen und reichen Geistes fand, mit dem er sich so

eins gewußt, in dessen Umgang er so viele Förderung im Streben nach den höchsten Gütern empfangen hatte. Als man ihm aber den stillen, friedlichen, gläubigen Heimgang des Verewigten erzählte, dem es durch Gottes wunderbare Gnade gegeben war, in seiner letzten Krankheit alle weltlichen Sorgen und Geschäfte, alle irdischen Arbeiten bei Seite zu setzen und seine Gedanken nur auf das Eine hinzurichten, das noth thut, so war das ihm ein kräftiger Trost, ein süßer Balsam, und er wünschte sich ein Ende, wie dieses Gerechten. Im Tagebuch lesen wir hierauf bezüglich: „Was für eine Leere ist entstanden durch den Tod unseres Ludwigs! O, es war uns fast nicht möglich, das Ereigniß als eine vollendete Thatsache hinzunehmen. So schweres hat mir mein Gott in diesem Leben noch nie zugefügt!“ — — „Ich weiß nur Einen Trost — den des Christen. Ludwig ist nicht todt, sondern er lebt; er lebt persönlich; er wird uns — und mir insbesondere — nicht verloren sein, sofern wir im Herrn mit ihm verbunden bleiben. Wir werden zu neuer, seliger Gemeinschaft uns einst vereinigen dürfen und preisen Den, der Alles wohl gemacht hat. Bis dahin sei sein Andenken ein heiliges und hochgesegnetes für uns, die wir nur „eine kleine Zeit leiden““. Bereits erfahre ich, wie mich der so schnelle Schlag gefördert hat am inwendigen Menschen.“

Hatte einst Lauterburg eine an ihn ergangene Anfrage, ein Sonntagsblatt zum Bernerboten zu redigiren, mit den Worten abgelehnt: „Ich bin nicht der Mann, der zum Redaktor eines solchen Blattes taugt. Meine Zeit ist ziemlich zerplittert, gewisse unerläßliche Eigenschaften gehen mir ab, und meine Neigung zieht mich mehr nach einem anderen Gebiete, dem m u s i k a l i s c h e n , hin, auf dem ich wirklich etwas zu leisten wünschte“ — so erachtete er es nun für seine Pflicht, das Berner-Taschenbuch für 1865, für welches der

selige Bruder das meiste Material noch gesammelt hatte, zum Drucke fertig zu machen. Wohl als ein Nachruf auf den theuren Bruder mag es gelten, wenn er jenem Jahrgang eine tiefempfundene Komposition als Beilage beifügte zu Hebels Grablied: „Schlaf wohl, schlaf wohl im hüele Bett!“ Bis 1869 besorgte Lauterburg das von seinem Bruder 1852 gegründete und anerkannt trefflichst redigirte Taschenbuch. Der neue Redaktor suchte den Leserkreis dadurch zu vermehren, daß er neben der altgewohnten Gründlichkeit und Gediegenheit doch etwas erweiterte Gesichtspunkte für den aufzunehmenden Stoff feststellte. Um dem Taschenbuch frische Kräfte zuführen zu können, ließ er sich auch 1867 in den historischen Verein aufnehmen, wiewohl er voraussah, daß es ihm nur höchst selten gestattet sein werde, bei den Versammlungen und Jahresfesten des Vereins sich einzufinden. Ueberhäufte anderweitige Verpflichtungen und die Meinung, daß er auf dem Gebiete der Geschichte, speziell der bernischen, zu wenig bewandert sei, veranlaßten ihn, die Redaktion des Taschenbuches andern Händen anzuvertrauen; doch nahm er noch regen Antheil an dem ferneren Gedeihen dieser mit dem Namen Lauterburg in so naher Verbindung stehenden Publikation, und versprach er, so lange er könne, wenigstens die Berner Chronik liefern zu wollen.

Mittlerweilen war durch den Rücktritt des Herrn Gerbers die zweite Pfarrstelle an der Nydeckkirche in Bern erledigt worden. Lauterburg meldete sich, meist aus Rücksicht auf seine starke Familie; als aber sein Freund, Herr Pfarrer Dubuis, den Sieg über ihn davontrug, da grämte er sich durchaus nicht, vielmehr schrieb er ganz getrost: „Mit dem Zügel'n pressirt's ja noch nicht, und Gott wird schon wissen, was er thut.“ Gleichsam als gehörte er doch schon in die Stadt hinein, finden wir ihn mitten unter den stadtbernischen Geist-

lichen, die im Winter 1869/70 eine Reihe apologetischer Vorträge vor einem sehr zahlreichen Publikum hielten. Es fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, über den Heiligen Geist zu reden, und er behandelte diesen schwierigen Gegenstand, freilich meist nach praktischen Gesichtspunkten, auf eine höchst anregende Weise. <sup>1)</sup>

An den gewaltigen Tagesereignissen, welche das Jahr 1870 und 1871 auf alle Zeiten hinaus unvergeßlich machen werden, betheiligte sich Lauterburg mit dem lebhaftesten Interesse. Seine Sympathie neigte aus politischen, ethischen und religiösen Gründen sich nach der deutschen Seite hin, obschon er selbstverständlich den Leiden des unglücklichen Frankreichs sein Herz und, soweit er es vermochte, auch seine Hand nicht verschloß.

Am 23. November 1870 wurde, wie gewohnt, im häuslichen Kreise sein Geburtstag festlich begangen. Die Kinder brachten ihm ihre Wünsche und Geschenke und erfreuten ihn mit lieblichen Gesängen. Er hatte wohl kaum eine Ahnung, daß dies seine letzte Geburtstagsfeier sein werde; und doch war ihm dabei so ernst und so sonderbar zu Muthe. Er blickt zurück auf die hinter ihm liegende Jahresreihe und ruft dann schließlich mit dem alten Hiller aus:

Ich beuge mich und bin erfreut  
Und rühme die Barmherzigkeit.

Am Neujahrstag 1871 wallt sein Herz voll Dank zu Gott, der es so wohl mit ihm und den Seinen gemeint. „Wir durften ein gar fröhlich Neujahr feiern — schreibt er — ganz anders als so Viele. Zum Beispiel hier haben N. N. wenige Tage vor Neujahr ihr einziges Mädchen durch schnellen Tod verloren, wir aber zählten alle Häupter unserer Lieben.

---

<sup>1)</sup> Siehe Apologet. Vorträge. Bern 1870. S. 355 ff.



Andere waren krank, wir Alle gesund; Andere sahen sich dem Elend, bitterer Armuth und Noth hingegeben, wir hatten einen reich besetzten Tisch für uns und unsere Kinder. Draußen in der Welt des Krieges gräßlicher Jammer, bei uns lieblicher Friede!" Ach, wie bald sollte Schmerz und Herzeleid auch bei dieser Friedensstätte einkehren!

Schlag auf Schlag folgte der Tod von Lauterburgs Bruder Gottlieb, Eisennegotiant in Bern, und von seinem Freunde, Herrn Pfarrer Dubuis in Bern, der noch am letzten Missionsfeste zu Rapperswyl so kräftig gezeuget, und nun dalag, wie eine vom Wetter plötzlich niedergeschmetterte Eiche. Hatte der unerwartet schnelle Heimgang dieses beliebten und gesegneten Geistlichen in weiteren Kreisen einen mehr als gewöhnlichen Eindruck hinterlassen, so ganz besonders bei seinen Freunden. Lauterburg hatte wirklich Mühe, sich die rechte Fassung und Ergebung in Gottes heiligen Willen zu erkämpfen. „Herr, warum? Warum?“ hieß es in seinem Innern, bis er Alles Dem anheimstellte, der die Liebe ist. Ergreifend waren die Worte, die er in gebundener Form dem Freund in's Grab nachgerufen, <sup>1)</sup> und trefflich der Nekrolog, den er in Nr. 19 des Berner-Boten, Jahrgang 1871, veröffentlichte.

Der Gedanke, der Wunsch, in des Freundes Lücke zu treten, war für ihn mit viel Wehmuth gepaart, aber doch auch sehr ermuthigend und voll der heiligsten Verpflichtungen. So meldete er sich denn in Gottes Namen, obschon er sich bewußt war, eine gesegnete und verhältnißmäßig nicht überladene Stellung gegen einen Wirkungskreis einzutauschen, bei dem es an Arbeit und Mühen nicht fehlen würde, und die in Bezug auf den irdischen Lohn nichts weniger als verlockend war. Sein Sinnen und sein Sehnen stund einmal auf Bern

---

<sup>1)</sup> Zum Andenken an Herrn Pfarrer Dubuis. Bern, bei R. S. Wyß. S. 12 u. ff.

gerichtet. Dort, in seiner Vaterstadt, umgeben und unterstützt von theuren Freunden, getragen und gehoben von einer Gemeinde, bei der christliches Leben reichlich pulsrte, hoffte er die ihm verliehenen Pfunde am besten verwerthen zu können. — Zudem war ihm viel daran gelegen, seinen z e h n Kindern eine gute Erziehung zu geben, ohne sich von ihnen trennen zu müssen. — Er kam auf den ersten Vorschlag und wurde gewählt.

In Rapperswyl verbreitete aber diese Wahl in den weitesten Kreisen Betrübniß. Auch Diejenigen, welche mit Lauterburg nicht in allen Theilen einig gingen, fühlten und erkannten es, daß wirklich eine mehr als gewöhnliche Kraft und ein treuer Hirte der ihm anbefohlenen Heerde ihnen entrisfen werde. Und Lauterburg selbst, wie bangte ihm vor der Stunde der Trennung! Zur Abschiedspredigt hatte er sich den gleichen Text ausgewählt, wie zu seiner Antrittspredigt vor zehn Jahren: Römer 15, 29. Er wies nach, wie das Texteswort ihm jetzt werde zu einem Worte der Demüthigung, des Dankes und der Ermahnung. Lauterburg hatte Mühe, die rechte Fassung zu bewahren, und welchen Eindruck dieses Wort auf die Gemeinde ausgeübt, dafür zeugt am besten der Umstand, daß die Gemeinde diese Predigt drucken ließ, um sie als bleibendes Andenken zu besitzen. Nach dem Gottesdienst sangen die gemischten Chöre von Rapperswyl und Bittwyl das Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“. Die zweite und dritte Strophe waren von einem Lehrer den Verhältnissen entsprechend hinzugedichtet worden und lauteten:

Und ist's bestimmt in Gottes Rath,  
So zieh' getrost nur deinen Pfad  
Mit Hoffen.

Gott ist der Menschen Zuversicht.  
Er hilft, und er verläßt uns nicht;  
Drum hoffe!

So laßt den Freund nun zieh'n gerührt  
Dahin, wo Gott und Pflicht ihn führt,  
Im Frieden.

Er finde dort sein Lebensglück,  
Bis Gott ihn ruft zu sich zurück  
Im Frieden.

Noch viele andere Beweise der Anhänglichkeit und Liebe wurden dem abziehenden Pfarrer und seiner Familie mit Worten und Werken geleistet. Ein großer Theil seiner Habe wurde ihm von Gemeindsgenossen nach Bern geführt und ihm als Zeichen der Anerkennung nebst andern Gaben ein schöner Schreibtisch geschenkt. Voll Rührung und Dank, mit Gebet und Fürbitte fuhr Lauterburg am 2. Juli 1871 seinem neuen Bestimmungsort entgegen. Er fühlte sich wesentlich erleichtert, da ihm der Herr in Herrn Pfarrer Lenz zu Rapperswil einen ebenso tüchtigen, als würdigen Nachfolger gegeben.

#### 4. In Bern.

Der liebe Freund stand nun am Ziele seiner Wünsche. Eine schöne Zukunft winkte ihm entgegen. Menschlicher Weise durfte er, mitten in den Jahren männlicher Kraft, auf ein langes und gesegnetes Wirken zählen. Mit schönen Plänen, mit heiligen Vorsätzen trug sich seine edle Seele. Allein wie schnell sollte sich auch an ihm der Spruch des alttestamentlichen Sehers erwahren: „Alles Fleisch ist Heu, und all seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret, die Blume verwelket, denn des Herrn Geist bläset darein.“

Am 9. Juli wurde Lauterburg durch Herrn Defan Güder feierlich bei seiner neuen Gemeinde installiert. Die mächtige Predigt über 1. Petri 5, 1—4, welche die Frage aufwarf, was das Predigtamt von uns fordere und wie es verwaltet werden solle, schnitt ihm tief in's Herz. Am Sonntag darauf

hielt er seine Antrittspredigt über 1. Cor. 9, 22, und nahm dabei Anlaß, ein entschiedenes Zeugniß seines christlichen Glaubens abzulegen. Mit rastlosem Eifer sehen wir ihn nun seinem Berufe obliegen. Er macht Hausbesuche, so viel als nur möglich, und legt sich ein genaues Verzeichniß an über Familien und Personen seines Bezirks, und der Umstände, in denen sie sich befinden und über Unterstützungen, die er verabreicht etc. Den Schulen, den Gemeindeschulen und der Lerberschule, in deren Aufsichtsbehörde er gewählt worden war, widmet er seine besondere Aufmerksamkeit. Zu seinen Kollegen in der Stadt tritt er in's freundlichste Verhältniß. In der Gemeinde wächst von Tag zu Tag das Zutrauen zu ihm und die Liebe. Seine Predigten werden fleißig besucht. Aber die Arbeitslast drückt schon schwer auf ihm, und das namenlose Elend, mit dem er je und je in Berührung gesetzt wird, nagt an seinem Herzen. Nur die knappste Zeiteintheilung gestattet es ihm, neben den Amtspflichten auch seiner Familie zu leben und seinen Kindern Klavierunterricht zu ertheilen.

Konnte er dann im Familien- und Freundeskreise wieder einmal frisch aufathmen, wie wohl that es ihm! Rapperswyl lag ihm noch tief im Sinn, und mündlich und schriftlich mit seinen früheren Gemeindegliedern zu verkehren, war ihm ein eigentliches Bedürfniß.

Zweimal noch war es ihm vergönnt, nach dem lieben Rapperswyl hinauszupilgern, aber nun schleicht der finstere Todesbote schon um das Haus, in dem Friede und Freude waltete. Nicht nur eine nahe Anverwandte, sondern auch Lauterburg's zweitälteste Tochter, die ihm dann so bald in die ewige Heimat nachfolgte, lag schwer krank darnieder. Am 16. Oktober — es ist dies seine letzte Aufzeichnung — muß Lauterburg in's Tagebuch schreiben: „Wir wissen noch nicht recht, wie sich die Krankheit entwickeln wird und können nur

seufzen: „„Herr, Herr, hilf in Gnaden!““ „Mit diesem Ausruf — fügt des Sohnes Hand hinzu — hat er den Grundton seiner Lebensauffassung in herrlicher Weise an's Ende der Blätter gesetzt, die für die Seinen ein unschätzbares Zeugniß über seine irdische Laufbahn sind.“

Der Winter mit seiner für den Geistlichen anstrengenderen Arbeitszeit lag vor der Thür, und da wollte sich denn der liebe Freund durch eine Wanderung in's Oberaargau und durch den Verkehr mit einigen werthen Amtsbrüdern noch etwas Erholung und Erfrischung verschaffen für den Leib und für die Seele. Aber schon in Thunstetten überfällt ihn Frost und Unwohlsein. In Roggwyl ist ihm, als ob eine außergewöhnlich heftige Migräne über ihn gekommen sei. Er glaubt jedoch, sie werde ihren regelmäßigen Verlauf nehmen und geht daher noch nach Lokwyl, wo er, die frühere Erzieherin seiner Kinder als glückliche Pfarrsrau zu begrüßen, sich freute. Allein jetzt wird es ihm klar, daß eine schwere Krankheit im Anzuge sei. Er eilt nach Hause. Welch' ein Schrecken für die Seinen, als sie ihn so schnell und so matt und elend zurückkehren sahen! Acht Tage lang lag er unter fürchterlichen Kopfschmerzen darnieder, bis über die Art der Krankheit keinerlei Zweifel mehr herrschen konnte. Das Nervenfieber hatte ihn erfaßt. Alle ärztliche Kunst wird aufgeboten; die treueste Liebe wacht um ihn und besorgt ihn. Viele brünstige Gebete Einzelner und auch größerer Vereinigungen flehen um Erhaltung des theuren Lebens. Er aber fühlt es nur zu gut, wie die Kräfte schwinden, wie der Tod näher und näher heranrückt. In vollem Bewußtsein nimmt er Abschied von den Seinen, herzliche Worte des Trostes und der Ermahnung zu ihnen redend. „Wer bleibt euch nun, wenn ich gehe?“ — fragt er sie und gibt auch gleich die zuversichtliche Antwort: „Du, o himmlischer Vater.“ Und zu seiner Frau, dieser seiner treuen

Lebensgefährtin im Amt und außer dem Amt, in Freud und in Leid, spricht er: „Ich will dich und die Meinigen dem Heiland ans Herz legen. Er wird euch mit seiner Liebe umschließen.“ Er freut sich, nun bald die himmlische Musik vernehmen zu dürfen; und in Bezug auf den Uebergang von diesem Leben in's ewige sagt er: „Jeder geht mit seiner Individualität in's andere Leben ein, aber freilich geheiligt.“ Die Krankheit scheint nun einen ruhigeren Verlauf nehmen zu wollen. Die Liebe fängt wieder an zu hoffen. Aber es war nur das letzte Aufleuchten der Lebenskraft, wie die Schneefirnen unserer Berge beim Scheidegruß der Sonne erglühen, um sofort wieder in ihrer Leichenblässe uns anzustarren.

In dieser Zeit hatte der Sterbende die ihn pflegende Diaconissin gebeten, der Gemeinde sagen zu lassen: „Er danke für alle Theilnahme, die er in der kurzen Zeit seines Hierseins genossen. Er sei selig gestorben, im Glauben an den Herrn Jesum Christum. Sein Amt sei gewesen, die Versöhnung zu predigen durch Christum mit Gott, und das sei Wahrheit, die, wie er jetzt erfahre, durchhelfe. Die Gemeinde dürfe sich nicht etwa einbilden, daß es einen andern Weg gebe, der zum Frieden diene, jedes Glied müsse den gleichen Weg gehen, wie jetzt er.“ Zu seinem Amtsgenossen und nunmehrigen Seelsorger, Herrn Dekan Güder, mit dem er noch am letzten Abend eine kurze Unterredung gehabt, sprach er: „Ich habe es durchgeglaubt und durchgekämpft.“ Dann bat er um den Segensspruch und ließ sich in einem Gebete von dem Herrn die Gnade erflehen, daß er von irdischen Sorgen nicht geplagt, nur um sein Seelenheil besorgt, die letzten Stunden zubringen dürfe. Den 16. November, früh vor 2 Uhr, schlummerte er sanft hinüber.

Die Todesnachricht lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt und verbreitete überall Bestürzung, besonders bei den Gliedern

der Nydeckgemeinde, die nun in kurzer Zeit zum dritten Mal einen beliebten und gesegneten Prediger und Seelsorger aus ihrer Mitte hatten scheiden sehen müssen. Manche Thräne floß dem Dahingeshiedenen nach, man betrauerte in innigster Theilnahme die Wittwe mit ihren zehn unerzogenen Kindern und sann in der Stille über die Rathschlüsse Gottes, die solch dunklen Führungen zu Grunde liegen müssen.

Samstag, den 18., war das feierliche Leichenbegängniß. Am Grabe sprach Herr Dekan Güder herzergreifend die Worte 1. Cor. 15. 42, 44 und drückte die Hoffnung ihrer Erfüllung an dem in's Grab versenkten Freunde aus. Unter den Gesängen der Schulkinder wurde der reichbekränzte Sarg eingesenkt. Am darauffolgenden Sonntag mahnte Herr Sugendubel, der mittlerweile zum Vikar Lauterburgs ernannt worden war, zu einem Rückblick, Ausblick und Ausblick bei diesem erschütternden Todesfall. Nach dem Gottesdienste hielt Güder die eigentliche Parentation, bei der er es verstand, der Stimmung der ganzen Versammlung den rechten Ausdruck zu verleihen. Die „Alpenrosen“ brachten einen Nekrolog von Pfarrer von Greyerz, das „Volksblatt“ einen solchen von Pfarrer Ammann. Rapperswyl ließ, wie bereits angedeutet, Lauterburgs Abschiedspredigt mit der Gedächtnisrede vom 19. November von Herrn Pfarrer Lenz über Hebr. 13. 7 und 8 durch den Druck veröffentlichen. Die Gemeinde Lenk sandte eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Beileidsadresse an die Wittwe und ihre Kinder. Von nah und fern trafen Beweise einer seltenen Anerkennung und Theilnahme ein. Es ließ sich eben nicht verkennen, daß mit Lauterburg der bernischen Landeskirche in sturmbewegter Zeit eine mehr als gewöhnliche Kraft entrisen worden war, und daß nun Viele den Freund, oder Führer, oder beides zugleich missen mußten, dessen Umgang ihnen stets Förderung gebracht, und der mit

Rath und That immerdar bei der Hand war, wo er glaubte, daß sein Dienst etwas helfen könne.



Vielleicht, daß schon die bisherige Darstellung dem einen oder andern Leser zu breit, zu sehr in's Einzelne, in's Untergeordnete verlaufend, vorgekommen sein mag. Allein ich kann nicht helfen! Ich vermied es absichtlich, an bloße Allgemeinheiten mich zu halten, an fahle Abstraktionen mich hinzugeben, wobei dann, wie dies häufig geschieht, ein Lebensbild dem andern so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Ich wollte dem Leser den Freund vorführen, wie er lebte und lebte, und mehr es ihm selbst überlassen, daraus gewisse allgemeine Schlüsse und Betrachtungen zu ziehen. Zu dem Ende aber mußte ich auch den kleineren, sogenannt unbedeutenderen Zügen nachgehen, wofern sie dazu dienten, die Individualität, das ganze Sinnen und Streben des sel. Freundes besser zu kennzeichnen. Jetzt jedoch wird es am Orte sein, noch einige zusammenfassende Rückblicke zu thun.

Fassen wir zuerst Lauterburg als Pfarrer in's Auge, so lag sein theologischer Standpunkt klar und ungeschminkt zu Tage. Fern und frei von aller knöchernen, bloß traditionsmäßigen Orthodorie, und zu weiten — Vielen mitunter nur zu weit gehenden — Zugeständnissen bereit, wo er irgend noch eine ernste religiöse Gesinnung wahrnehmen konnte, war es die Bibel und in ihr wieder hauptsächlichst Christus, seine Lehre, sein Leben, sein Sühnungsleiden, seine siegreiche Auferstehung und Himmelfahrt, mit einem Wort: Christus, der Gottmensch, der Heiland der Welt, worauf er das ganze Gebäude seines Glaubens basirte. Dies war die Burg, die er gegen jeden Feind muthig vertheidigte, aus der er sich um keinen Preis, weder mit List, noch durch Gewaltsprüche ver-